

Konfliktbeladene Kulturvermittlung – Deutsche Dienstmädchen und Erzieherinnen in Paris um 1900

MAREIKE KÖNIG

1. Einleitung

Um 1900 stellten Frauen etwa zwei Drittel der rund 40.000 deutschen Einwanderer in Paris. Damit war der Frauenanteil bei den Deutschen im Vergleich zu anderen nationalen Gruppen deutlich höher. Das ist auf die zahlreichen deutschen Köchinnen, Erzieherinnen, Kindermädchen und ›Mädchen für alles‹ zurückzuführen, die für einige Jahre in der französischen Hauptstadt arbeiteten. Die soziale Bandbreite zwischen ihnen war groß, doch gemeinsam war den Frauen, dass ihr Aufenthalt durch die Hoffnung auf einen sozialen Aufstieg motiviert war. Sie versprachen sich neben höheren Löhnen vor allem das Erlernen der französischen Sprache, um hinterher auf dem Arbeitsmarkt in Deutschland bessere Chancen zu haben. Nicht zuletzt bot Paris, die ›Hauptstadt der Liebe, Mode und Kultur‹, den jungen Frauen zumindest zeitweise die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können (vgl. König 2003: 73).

Als kulturelle Vermittlerinnen haben sie in der französischen Gesellschaft bis 1914 eine wichtige Rolle gespielt, ein Phänomen, das von der historischen Forschung bisher noch nicht umfassend thematisiert worden ist (vgl. Gippert 2006: 108). Dabei war der Dienst ein idealer Ort der Begegnung verschiedener kultureller Vorstellungen und Normen. Der Kontakt zur neuen Kultur¹ im Haushaldsdienst, bei dem man in der Familie wohn-

1 | Im Folgenden wird von einem weit gefassten Kulturbegriff ausgegangen, der nicht nur materiale Ausdrucksweisen, sondern auch soziale Institutionen und mentale Dispositionen beinhaltet. Kultur wird dabei als den »[...]

te, war enger als vergleichsweise für Arbeiter, die in einer Fabrik angestellt waren, oder auch für Lehrerinnen, die stundenweise zum Unterricht kamen. Gleichzeitig erlernten die Frauen den Umgang mit für sie unbekannten Arbeitstechniken und Methoden im Haushalt sowie den Gebrauch neuer Geräte, wie Telefon oder spezielle Öfen (vgl. Wehner-Franco 1994: 289). Aneignungs- und Vermittlungsprozesse zwischen Mädchen und Dienstgebern fanden in beide Richtungen statt, so z.B. im kulturellen und technischen, vor allem aber im sprachlichen Bereich. In Frankreich gehörte es zum guten Ton, die Kinder durch ein deutsches Kindermädchen oder durch eine deutsche Erzieherin betreuen zu lassen, die ihnen ihre Sprache beibringen sollten (vgl. König 2003: 74f.). Umgekehrt trafen die Frauen, die häufig aus ländlichen Gegenden stammten, in Paris auf eine anders strukturierte, moderne urbane Gesellschaft und auf die gepflogenheiten der französischen bürgerlichen und adeligen Großstadthaushalte mit überwiegend katholischem Hintergrund. Das bedeutete nationale, sprachliche, soziale und ggf. religiöse Differenzerfahrungen sowie die Konfrontation mit anderen Rollenvorstellungen der Geschlechter.

Um diese Fremdheitserfahrungen und ihre Verarbeitung sowie um die kulturellen Transferprozesse im Sinne einer »Interaktion zwischen sozialen Gruppen und ihren kulturellen Praktiken« (Middell/Middell 1994: 108) soll es im Folgenden gehen. Im Mittelpunkt stehen dabei die deutschen Erzieherinnen und Dienstmädchen als Beispiel einer »gelebten Transkulturalität«. Thematisiert werden Abgrenzungs- und Identifikationsdiskurse, die um die Bereiche Nation, Sprache, Religion, sozialer Status und Gender kreisten. Das Hauptaugenmerk in diesem Beitrag gilt dabei Nation und Gender, als »diskursiv erzeugte soziale und kulturelle Konstrukte« (Mae 2004: 620). Studien über deutsche Erzieherinnen im Ausland haben gezeigt, dass aufgrund des dialogischen Beziehungsverhältnisses von »Fremdheit« zur »Eigenheit« die Fremdheitserfahrungen oftmals den Blick auf das »Eigene« schärfen, was zu einer Festigung der nationalen Identität führen konnte (vgl. Gippert/Kleinau 2006). Dieser Prozess wurde durch die feindlichen deutsch-französischen Beziehungen nach 1871 und durch die Aktionen deutscher Vereine, deutscher kirchlicher Einrichtungen und deutschnationaler Akteure vor Ort noch verstärkt.

Die Fremdheitserfahrungen der deutschen Dienstmädchen und Erzieherinnen konnten sich in ihrer Ausprägung stark unterscheiden und waren von verschiedenen Faktoren abhängig: Sie waren z.B. mitbestimmt

von Menschen erzeugte[n] Gesamtkomplex von Vorstellungen, Denkformen, Empfindungsweisen, Werten und Bedeutungen [...], der sich in Symbolsystemen materialisiert«, verstanden (Nünning/Nünning 2003: 6). Zu diesen Symbolsystemen zählen etwa Sprache, Religion und Nationalität.

durch die Art der Migration (allein oder in Gruppen, in die Stadt oder auf das Land) sowie durch den Grad der Vertrautheit mit Sprache und Religion des anderen Landes. Sie unterschieden sich auch je nach persönlicher Bereitschaft der Dienstmädchen und der französischen Dienstgeber, sich den neuen kulturellen Eindrücken zu öffnen.² Wichtig erscheint die Frage, ob die Dienstgeber tatsächlich an einem Austausch interessiert waren. Auch die Position, die die Dienstmädchen im Haushalt einnahmen, war entscheidend, z.B. ob sie als *>bonne à tout faire<* (*>Mädchen für alles<*), als Kindermädchen oder als Erzieherin eingestellt waren und ob es noch weiteres Dienstpersonal im Haushalt gab.

Da nicht die ganze Spanne möglicher Aspekte abgedeckt werden kann, erscheint es sinnvoll, die verschiedenen Ebenen, auf denen kulturelle Begegnungen stattfanden, zu beleuchten: zum einen die Arbeitsebene wie z.B. Konfrontation mit der Familie, mit anderen Arbeitsweisen und Techniken sowie mit Arbeitskollegen anderer Nationen, zum zweiten die persönliche Ebene wie z.B. Freundschaften und Partnerschaften, und zum dritten die gesellschaftliche Ebene wie z.B. die Mitgliedschaft in Organisationen, politische Aktivitäten oder Kontakte mit anderen ethnischen Gruppierungen. Diese Trennung ist freilich eine theoretische, denn alle Ebenen sind ineinander verschränkt (vgl. Wehner-Franco 1994: 276).

Problematisch ist die Quellenlage: Es liegen nur wenige Ego-Dokumente von Dienstmädchen vor, und die überlieferten Quellen kirchlicher Herkunft beschreiben zumeist die negativen Seiten des Schicksals. Sie enthalten außerdem einen stark moralisierenden Unterton, wie es bei historischen Quellen über Dienstboten sehr oft der Fall ist (vgl. Piette 1998: 81). Dadurch geraten spektakuläre und skandalöse Fälle überproportional in den Blickpunkt. Von Lehrerinnen und Erzieherinnen dagegen gibt es mehr autobiographische Literatur (vgl. Gippert 2006: 114), wobei auch hier die Erzählungen *>einfacher<* Erzieherinnen unterrepräsentiert sind. Für diesen Beitrag wurden neben Zeitungsartikeln und Jahresberichten verschiedener Einrichtungen in erster Linie die Briefe³ der Holsteiner Erzieherin Jenny Schaumann ausgewertet, die von 1881 bis 1886 in Paris bei einer Familie aus dem französischen Adel angestellt war. Zu ihren Aufgaben gehörten Deutsch- und Klavierunterricht, aber auch das Beaufsichti-

2 | Es gab auch deutsche Dienstmädchen, die in deutschen Familien in Paris dienten. Auf sie soll jedoch im Folgenden nicht eingegangen werden.

3 | Die 77 Briefe, von denen viele über zehn Seiten lang sind, liegen im Deutschen Tagebucharchiv e.V. in Emmendingen. Sie umfassen den Zeitraum von 1881 bis 1904 und sind an die Familie in Glückstadt gerichtet, bei der sie vor ihrer Abreise nach Paris drei Jahre lang tätig war.

gen der Kinder während des Spielens. In der Familie gab es noch weiteres Dienstpersonal; erwähnt werden ein Diener und eine Kammerfrau.

2. Herkunft: Weiblich, ledig, jung und vom Lande

Die Frage nach Fremdheitserfahrungen und kulturellem Austausch lenkt den Blick zunächst auf die Herkunft der Frauen sowie auf ihre Motive für die Migration. Es waren überwiegend sehr junge, ledige Frauen ländlicher Herkunft aus bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Schichten mit geringer Schulbildung und ohne Ersparnisse aus allen deutschen Regionen, die nach Paris gingen.⁴ Sie versuchten als Dienstmädchen oder aufgrund ihrer deutschen Muttersprache als etwas besser bezahlte Kindermädchen eine Arbeitsstelle zu bekommen. Der Dienstmädchenberuf war beliebt, weil es sich um eine Arbeit handelte, für die keine Ausbildung benötigt wurde. Die jungen Frauen konnten in der Regel sofort ihren Dienst antreten. Auch waren weder Anfangskapital noch ein Zimmer notwendig, da die Mädchen bei ihren Dienstgebern mit Kost und Logis versorgt wurden (vgl. Chatelain 1969: 508). Diese vermeintliche Einfachheit der Migration barg Chancen, aber auch Risiken, da beispielsweise eine soziale Absicherung gänzlich fehlte. Neben den Dienstmädchen gab es in geringerer Zahl ausgebildete Erzieherinnen und Lehrerinnen, die oftmals aus bildungsbürgerlichen Familien stammten, zumeist über Sprachkenntnisse und im besten Falle auch über erspartes Geld verfügten (vgl. Kleinau 2005: 163f.; Hardach-Pinck 1993).

Die deutschen Frauen waren bei französischen Familien beliebt, weil sie als fleißig und zuverlässig galten und sich oftmals mit niedrigeren Löhnen zufrieden gaben als ihre französischen Kolleginnen. Zu den positiven Images, die man gegenüber den >ordnungsliebenden< Deutschen hatte, kamen Revanchegegüste und Hass gegenüber der Nation, der man im Krieg 1870/71 unterlegen gewesen war.⁵

4 | Zu Herkunft und Profil der Dienstmädchen in Deutschland vgl. Stillich 1902; Orth 1993; zu Frankreich vgl. Cusenier 1912; Fraisse 1979 und Martin-Fugier 2004.

5 | Manche antideutschen Quellen sahen überall deutsche Frauen, die als preußische Spione unterwegs waren und für den Dienst am Vaterland auch vor Prostitution nicht zurückschreckten (vgl. z.B. Nicot 1887: 105f.; Goetzinger 1997: 195; Recke 1994: 69).

3. Kultureller Austausch und Fremdheitserfahrungen in der Familie

3.1 Nationale Konfrontationen

Nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 lebten die nach Paris zurückgekehrten Deutschen aus Angst vor Revancheakte »zerstreut und zurückgezogen«⁶. In der deutschen Presse wurden Warnungen verbreitet, nach Paris zu gehen, und diejenigen, die dennoch gingen, galten als »übermütig, leichtsinnig und dumm«⁷. Viele der Dienstmädchen scheinen sich in Paris daher lieber als Luxemburgerinnen, Schweizerinnen, Elsässerinnen oder Österreicherinnen ausgegeben zu haben, nur nicht als Deutsche, um nicht mit den verhassten Preußen auf eine Stufe gestellt zu werden (vgl. Goetzinger 1997: 195). Im zeitgenössischen Roman »Der grüne Unterrock« gibt die Tante ihrer neu in Paris angekommenen Nichte den Rat, sich als Elsässerin auszugeben, da das »das Sicherste« sei (Becker 1914: 52).⁸ Für die Arbeitssuche war es für die Dienstmädchen allein wichtig, deutschsprachig zu sein, und dazu mussten sie nicht aus dem Deutschen Kaiserreich stammen. Die Praxis der deutschen Einwanderer, ihre nationale Herkunft zu verbergen und bei Volkszählungen falsche Angaben zu machen, war in der französischen Öffentlichkeit und bei den zuständigen Behörden bekannt und wurde in der Presse scharf kritisiert. Es lieferte auch der in Frankreich weit verbreiteten Vorstellung weiteren Zündstoff, von preußischen Spionen umgeben zu sein (vgl. König 2006: 76).

Für die Versicherung der eigenen Identität kann diese ambivalente Situation im Einzelfall konfliktbeladen gewesen sein. Die Erzieherin Jenny Schaumann beispielsweise wurde damit konfrontiert, dass ein älterer Freund ihrer Familie, bei dem sie oft zu Gast waren, sie als Dänin bezeichnete, weil sie in Holstein geboren wurde, als dieses noch unter dänischer Verwaltung stand. Das half ihm offenbar, die deutsche Erzieherin in seinem Haus zu akzeptieren. Ein anderes Mal hörte sie von ihm: »Je vous déteste comme prussienne, mais je vous aime beaucoup comme demois-

6 | Archiv Christuskirche, 110-1, Jahresbericht des Comités zur kirchlichen Pflege der Deutschen in Paris 1872/73: 5.

7 | Sarepta-Archiv, 1/257, Die Deutschen evangelischen Gemeinden A.C. zu Paris, von Pfarrer Anthes: 6f.

8 | Der Roman ist als Antwort auf das Theaterstück und Buch von Marcel Prévost »Les Anges gardiens« (1913) geschrieben worden. Prévost weist darin auf die Gefahren hin, denen man seiner Meinung nach französische Kinder aussetzt, die von ausländischen Erzieherinnen betreut werden.

selle!«⁹, womit er ihre Identität in einen nationalen und einen geschlechtlichen Teil aufspaltete. Zwar nahm sie es mit Humor und bezeichnete ihn als »lustigen älteren Herrn«. Das Aufeinanderprallen der nationalen Identitäten führte aber dazu, dass sich Jenny Schaumann zurückzog und lieber mit ihrer deutschen Kollegin beim Lesen von deutschen Zeitungen »herrliche Stunden«¹⁰ verbrachte, als sich Tiraden gegen Bismarck und die Deutschen anzuhören.

Konfliktpotential bargen auch Erwerb und Vermittlung der Sprache. Während sich die arbeitgebenden Familien wünschten, dass ihren Kindern Deutsch beigebracht wurde, wollten die Dienstmädchen ihrerseits Französisch lernen. Dies war im Alltag nicht immer miteinander vereinbar. Wer sich durchsetzen konnte, wird je nach Darstellung unterschiedlich beschrieben. Anscheinend war dieser Punkt jedoch immer wieder Anlass für Streit und Enttäuschung auf Seiten der Dienstmädchen (vgl. Recke 1994: 67).

Einige französische Familien dürften sich auch über die Fähigkeiten ihrer deutschen Dienstmädchen bei der Sprachenvermittlung getäuscht haben. Das war der Fall, wenn ungelernte Dienstmädchen mit nur geringer Schulbildung angestellt wurden. Manche sprachen ein eher gewöhnliches Deutsch, etwa mit starkem regionalen Akzent, und waren nur bedingt geeignet, den Kindern Hochdeutsch beizubringen (vgl. Piette 2000: 176f.). »Ob die Bonne schlecht oder gut deutsch spricht, vermag selbst der gebildete Franzose selten zu unterscheiden«¹¹, und so lernte manches französische Kind Deutsch mit Grammatikfehlern, schwäbischem oder sächsischem Dialekt. Umgekehrt weisen Quellen darauf hin, dass auch die deutschen Dienstmädchen unter Umständen nur ein »Gossen-Französisch« lernten, das sie in erster Linie von den anderen französischen Dienstboten aufschnappten (Recke 1994: 67). Eine qualitative Studie über diese Art des Sprachenerwerbs steht allerdings noch aus und wird sich aufgrund mangelnder Quellen wohl auch nur schwer realisieren lassen.

Eine Kulturvermittlung fand dennoch auch durch die unausbildeten Kindermädchen statt, neben der Sprache zum Beispiel durch Märchen und Geschichten, die erzählt wurden, sowie durch ihre Erziehungs- und Verhaltensnormen. Die Erzieherin Jenny Schaumann berichtet in einem ihrer Briefe, wie sie der Familie gemeinsam mit einer anderen deutschen Erzieherin das Kartenspiel »Schwarzer Peter« beibringt, »wobei sich groß und

9 | »Als Preußen hasse ich Sie, aber als Fräulein mag ich Sie sehr gerne« (Brief vom 27.05.1885).

10 | Brief vom 30.10.1882.

11 | Deutsche Frauenberufe in Paris, in: Pariser Zeitung vom 21.10.1905.

klein tüchtig amüsierten«.¹² Ein anderes Mal nimmt sie die – obgleich katholischen – adeligen Kinder mit zu einem Weihnachtsfest in die deutsche protestantische Kirche, und zwar zur Armenbescherung.¹³ Damit dreht sie die Fremdheitserfahrung um und konfrontiert die Kinder auf nationaler, sozialer und religiöser Ebene mit einer anderen Kultur.

3.2 Soziale Zugehörigkeiten

Eine der wichtigsten Erfahrungen war sicherlich die Begegnung mit dem materiellen Wohlstand der Familien, in denen die jungen Frauen angestellt waren. Jenny Schaumann, die Holsteiner Erzieherin, beschreibt in ihren Briefen – durchaus mit Humor – den mondänen Luxus und den Reichtum der adeligen französischen Familien und die Oberflächlichkeit der »Salondamen«, die ihr aufgrund ihrer Herkunft und ihrer bisherigen Arbeitsstellen besonders fremd vorkommen mussten. Die Oberflächlichkeit, die sie zu sehen meint, führt sie jedoch nicht nur auf den Reichtum und den sozialen Status der Familien zurück, sondern auch auf deren nationalen Eigenheiten. Ganz im Zeichen der herrschenden nationalen Stereotypen der Zeit (vgl. Jeismann 1992: 81) stellt sie der »deutschen Einfachheit« den »französischen Leichtsinn« und der »deutschen Gründlichkeit« den »oberflächlichen französischen Charakter« gegenüber.¹⁴

Die Standesunterschiede zwischen Dienstherrn und Dienstpersonal waren in Frankreich ausgeprägter als in Deutschland, da die Hausangestellten zumeist nicht in die Familie integriert wurden. Zum einen aß man nicht mit der Familie, zum anderen wohnte in Paris das Dienstpersonal eines ganzen Hauses gemeinsam unter dem Dach in den sogenannten »chambres de bonnes«. Für die Dienstboten führte ein separater Treppenaufgang in die oberste Etage zu ihren spärlich möblierten Zimmern, die zudem eng, unbeheizt und ohne fließendes Wasser waren. Die schlechten hygienischen Zustände waren den französischen Behörden bekannt, ohne dass Abhilfe geschaffen wurde (vgl. Martin-Fugier 2004: 115-136). Für das Dienstpersonal war diese Art der räumlichen Trennung von der Familie ein Grund mehr, sich isoliert zu fühlen. Gleichzeitig wurde ihnen täglich durch die gegensätzliche Einrichtung der soziale Unterschied zwischen ihnen und der Familie, in der sie dienten, vor Augen geführt. Auch die Erzieherin Jenny Schaumann, die es ansonsten mit ihrer Familie sehr

12 | Brief vom 21.10.1882.

13 | Brief vom 07.03.1886.

14 | Briefe vom 09.11.1881 und vom 28.12.1882.

gut getroffen hatte, berichtet in ihren Briefen darüber und stellt den »glänzenden Toiletten« der Damen, für die Tausende ausgegeben wurden, ihr eigenes Zimmer gegenüber. Es befindet sich nicht einmal ein heiler Stuhl darin, und das, obwohl man auf einem »Grafenschlosse« wohne.¹⁵

Allgemein gilt, dass sich die Dienstgeber ihres gesellschaftlichen Standes bewusst waren. Ihnen war eher an einer »problemlosen Erledigung des Haushalts« gelegen als an einem engen persönlichen Kontakt (Wehner-Franco 1994: 292). Diese Erfahrung machte auch Jenny Schaumann. Trotz aller Liebeswürdigkeit gebe es immer eine Grenze, so schrieb sie nach Deutschland, die einen daran erinnere, dass man eben nur die Erzieherin, ein notwendiges Übel sei.¹⁶ Umgekehrt wahrten aber auch die Dienstmädchen Distanz. Aus den Briefen von Jenny Schaumann wird die Kritik am übertriebenen Lebensstil einerseits und an der anderweitig gezeigten Sparsamkeit in kleinen Dingen andererseits deutlich. Sehr oft ist in ihren Briefen die Rede von Kleidern und ihren hohen Preisen sowie von »Spitzen wie für Fürstinnen« so prachtvoll, dass sie sich »wohl noch nie zu Holstein's einfache Bewohner verirrt hatten«.¹⁷ Dabei kritisiert sie, dass alles Geld nur für den Schein ausgegeben werde und im Alltag oft zu hören sei, für dieses oder jenes kein Geld zu besitzen.

Die sozialen Unterschiede sind es auch, die in erster Linie für Jennys Heimweh verantwortlich sind, und sie schreibt: »Stets werde ich meine einfachen deutschen Verhältnisse vorziehen.«¹⁸ Hier scheint der Kontakt mit der anderen Lebensweise zu einer Bestätigung der eigenen sozialen Stellung zu führen. Ähnliches gilt auch für die Erfahrung, die sie mit den für sie teilweise fremden Speisen macht. Mehrfach berichtet sie von großen Diners, »wahre lukullische Mähler«¹⁹ mit Gerichten, die ihr bis dahin gänzlich unbekannt waren.²⁰ Dennoch kommt sie zu dem Schluss: »Ich bin so satt von all diesen unnennbaren Dingen und sehne mich nach einem ordentlichen einfachen Essen.«²¹

15 | Von ihrer Mutter, die befürchtet, ihre Tochter könne aufgrund ihrer neuen Erfahrung mit materiellem Wohlstand auf einmal Ansprüche stellen, wird sie für diese Einstellung gerügt. Brief vom 28.09.1881.

16 | Brief vom 27.05.1885.

17 | Brief vom 07.03.1885.

18 | Brief vom 09.11.1881.

19 | Brief vom 28.12.1882.

20 | Brief vom 06.02.1882.

21 | Brief vom 27.05.1885.

Eine soziale Distanz bestand jedoch nicht nur zur Familie, in der gedient wurde. Auch innerhalb der Gruppe des Dienstpersonals wurde auf soziale Trennung geachtet, vor allem zwischen den ungelernten Kindermädchen und den ausgebildeten Erzieherinnen. Problematisch war dabei, dass die Begrifflichkeiten im Französischen unterschiedlich waren: Als Gouvernante bezeichnetet man dort ein Kindermädchen, nicht eine Hauslehrerin wie im Deutschen.²² Lehrerinnen und Erzieherinnen dagegen waren »institutrices«, die in Frankreich oftmals aus sozial niedrigeren Kreisen kamen als im Deutschland (vgl. Schirmacher 1910). So konnte es sein, dass eine Erzieherin eine Arbeit als Gouvernante annahm und erst an ihrem ersten Arbeitstag entdeckte, dass man nichts weiter wünschte, als ein »Dienstmädchen mit feiner Bildung«.²³ Manche Erzieherin wurde z.B. mit der Überwachung der Kinder beauftragt und sollte nebenbei noch nähen, Wäsche waschen und Zimmer aufräumen. »Gouvernanten, die nur hierhin kommen, um Französisch zu lernen, Romane zu lesen und Spitzen zu häkeln, solche werden nicht gesucht.«²⁴ Die Folgen dieser unterschiedlichen Einschätzung der Kompetenzen und Aufgaben waren »Erbitterung und Niedergeschlagenheit«²⁵ auf Seiten der deutschen Dienstmädchen und Erzieherinnen.

Gerade die Lehrerinnen bemühten sich daher permanent, auf den Standesunterschied zwischen ihnen und den Dienstmädchen hinzuweisen. Die protestantische Herberge für Dienstmädchen und Erzieherinnen im 18. Arrondissement in Paris ist dafür ein gutes Beispiel. Das Wohnheim wurde 1886 zunächst als »Doppelheim für Erzieherinnen und Dienstmädchen« eröffnet. Es handelte sich dabei um ein Eckhaus mit zwei Eingängen, so dass die Bereiche für Lehrerinnen und Dienstmädchen getrennt werden konnten. Auch gab es zwei Hausordnungen, wobei den Erzieherinnen weitaus mehr Freiheiten eingeräumt wurden, sowie unterschiedliches Briefpapier. Da es gegen die »Standesehrerei« der Erzieherinnen ging, mit den einfachen Dienstmädchen auf eine Stufe gestellt zu werden, trennte man sich im Jahre 1900 von der Bezeichnung »Doppelheim«, obwohl das Haus nach wie vor unter einer gemeinsamen Leitung stand (vgl. König 2003: 87). Besonders heftig geführt wurde die Auseinandersetzung über die Einrichtung einer gemeinsamen Stellenvermittlung für Dienstmädchen und Erzieherinnen, die auch der »Verein deutscher Lehrerinnen« in London ablehnte und eine regelrechte Kampagne dagegen führte. Die Standespolitik

22 | Deutsche Frauenberufe in Paris, in: Pariser Zeitung vom 21.10.1905.

23 | Archiv Christuskirche, 110-1, Kollektenreise, Dank für Spende Oktober 1885.

24 | Luxemburger Wort vom 07.09.1886, zit.n. Goetzinger 1997: 196.

25 | Deutsche Frauenberufe in Paris, in: Pariser Zeitung vom 21.10.1905.

brachte aus Sicht der Erzieherinnen »zugleich die Notwendigkeit einer Abgrenzung nach unten mit sich« (Muhs 2003: 42).

3.3 Geschlechterrollen

In Bezug auf Geschlechterrollen zeigen neuere Studien, dass Tradition und Moderne bei Dienstmädchen nicht unversöhnlich gegenüberstanden, sondern sich in einem dynamischen Wechselspiel befanden. Allein schon der Wunsch der jungen Frauen nach Auswanderung beweist dies, verbindet er doch traditionelle weibliche Rollenvorstellungen mit neuen Alternativen (vgl. Wehner-Franco 1994: 280). Insbesondere die Großstadt bot hier Möglichkeiten in Bezug auf Arbeit, Unterhaltung und persönliche Freiheit. Die Auswanderung war ein Stück Emanzipation, wollte man – zumindest zeitweise – der elterlichen Autorität entfliehen und sich nicht mit einem einheimischen Bauern verheiraten lassen (vgl. Wehenkel 2001: 84). Wichtig waren Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, die sich erst durch das selbstverdiente Geld realisieren ließen. So schrieb das deutschsprachige Dienstmädchen Cély Schaus aus Luxemburg in einem Brief an ihre Freundin: »Hoffentlich kommst Du allein, Du bist ja alt genug.« (Zit.n. Goetzinger 1998: 71)

Bei ihrer Migration in die Großstadt waren die Frauen besonderen Gefahren und Diskriminierungen ausgesetzt. Eine schützende Funktion kam dabei im Idealfall der Dienstgeberfamilie zu (vgl. Wehner-Franco 1994: 281), die diese freilich nicht immer erfüllte oder erfüllen konnte. Schwieriger war es, wenn die jungen Frauen ohne Aussicht auf eine feste Stelle nach Paris kamen, sich erst vor Ort um eine Anstellung bemühten oder wenn sie während ihres Aufenthaltes arbeitslos wurden. Die Gefahr bestand, dass die Stellensuchenden von zwielichtigen Werbern und skrupellosen Vermittlungsagenturen um ihr Ersparnis gebracht wurden und dann mittellos dastanden. Der Gang zum Pfandhaus oder sogar die zeitweilige Prostitution waren Wege, die die Frauen auf sich nahmen, um nicht reumütig frühzeitig nach Hause zurückkehren zu müssen (vgl. Goetzinger 1997: 201). Und so hatte Paris neben seinem verlockenden Image auch den Ruf, ein »Sündenpfuhl« zu sein, wo Gefahren aller Art auf die Mädchen lauerten. Ratgeber, Broschüren und Artikel in den einschlägigen Zeitungen für Lehrerinnen taten zumeist ein Übriges, um die Ängste weiter zu schüren (vgl. Gippert 2006: 117f.).

Die Vorstellungen, die in dieser Zeit in Deutschland von Paris kursierten, werden den Verhaltensradius der jungen Frauen vor Ort mitbestimmt haben. Zwar fehlen autobiographische Quellen, um das auf breiter Basis zu untermauern. Doch fällt auf, dass Jenny Schaumann in ihren Briefen stets betont, dass sie trotz ihres Parisaufenthalts ihren einfachen deutschen

Charakter bewahre. So unterschreibt sie einen Brief einmal mit »Deine deutsche Jenny«.²⁶ Oft klingt es, als wolle sie die besorgten Zurückgebliebenen in Deutschland beruhigen.

Das Verhältnis zwischen Frauen und Männern in Frankreich wurde ebenfalls von den Dienstmädchen beobachtet und mit der Rollenverteilung in Deutschland verglichen. Jenny Schaumann kritisiert in ihren Briefen die aus ihrer Sicht »putzsüchtigen und koketten« Französinnen wie auch die Art und Weise, in der Frauen und Männer in Frankreich miteinander umgingen. Der Mann müsse immer alles tun und springen, wie seine Frau es wolle. Er sei ihr Kammerdiener und Zielscheibe ihrer Launen, alles andere als ihr Herr und Gebieter. »Ich freue mich immer, wenn ich eine Ausnahme finde.«²⁷ Umgekehrt, so berichtet sie an anderer Stelle, würden die Franzosen die Deutschen bedauern, da der Mann nicht der Freund seiner Frau sei, sondern ihr Herr (*maitre*).²⁸

Gegenüber ihren deutschen Briefpartnern spricht sich Jenny Schaumann für die deutsche Version der Rollenverteilung aus und hält damit an traditionellen Formen fest. Die Konfrontation mit dem ›Fremden‹ bekräftigt hier eher das ›Eigene‹, als es in Frage zu stellen. Für sich selbst wählt sie aber einen anderen Weg, vermutlich auch beeinflusst durch die Unabhängigkeit, die sie in dieser Zeit genießen kann. Und so sieht sie für sich eine Zukunft ohne Ehe, als »alte Jungfer«, wobei sie das nicht negativ interpretiert. Denn, so räsoniert sie in einem Brief, die Freiheit sei doch etwas Herrliches und Männer eigentlich überflüssig. Allein könne sie nach Herzenslust die Welt sehen.²⁹ Dennoch ist in der Korrespondenz viel von anderen Hochzeiten die Rede, und ihre eigene Zukunft beschäftigt Jenny in fast allen Briefen. Ihren 25. Geburtstag, an dem man unverheiratet traditionell in den Stand der alten Jungfer trat, feiert sie in Paris mit den französischen Kindern ihrer Familie. Diese zeigen ihr die entsprechende französische Tradition: Mit den Worten »Elle a coiffé Sainte Cathérine« setzen sie ihr eine Haube auf.³⁰ Als ein Vorbild erscheint ihr eine vierzigjährige Erzieherin, die bereits in Brasilien gewesen ist und daher auf dem Arbeitsmarkt hohe Ansprüche geltend machen kann.³¹ So werden zwar nicht die herrschenden Geschlechterrollen in Deutschland in Frage gestellt, aber zumindest Heirat als Ziel eines Frauenlebens. Einer deutschen Kollegin,

26 | Brief vom 21.10.1882.

27 | Brief vom 01.05.1884.

28 | Brief vom 27.05.1885.

29 | Brief vom 04.02.1883.

30 | Brief vom 01.05.1884.

31 | Brief vom 20.12.1885.

die das anders sieht, rät sie daher, nach Deutschland zurück zu kehren, um dort zu heiraten: »Paris ist nichts für Sie.«³²

4. Kultureller Austausch und Fremdheitserfahrungen in Freizeit und Privatleben

Kultureller Austausch und Fremdheitserfahrungen fanden auch in der Freizeit und im Privatleben statt. Viel freie Zeit stand den jungen Frauen in der Regel nicht zur Verfügung. Gerade die Dienstmädchen arbeiteten den ganzen Tag und wurden oftmals auch nachts herausgeklingelt. Ausgang gab es für sie meist nur vierzehntägig am Sonntagnachmittag (vgl. Martin-Fugier 1978: 159; Walser 1985: 83). Für die Erzieherinnen war die Situation etwas besser; einen geregelten Anspruch auf Freizeit hatten jedoch auch sie nicht. Freie Nachmittage und Abende hingen von Organisation und Wohlwollen der jeweiligen Familie ab.

In ihrer knapp bemessenen Freizeit hatten die Frauen die Möglichkeit, an der französischen Kultur und ihren Angeboten teilzuhaben, was ganz unterschiedlich ausfiel – je nachdem, wo sie in der Stadt lebten, ob die Kontakte auf Landsleute und Verwandte beschränkt blieben oder Angehörige anderer Nationalitäten mit einschlossen, und welche finanziellen Mittel sie beispielsweise für Theater- oder Konzertbesuche zur Verfügung hatten.

Auffallend ist, dass die deutschen Dienstmädchen und Erzieherinnen in Paris in ihrer Freizeit nach ihrer nationalen Herkunft, ihrem sozialen Stand und ihrer Religion unter sich blieben. Das evangelische Mädchenheim beispielsweise organisierte ab 1903 jeden ersten Sonntag im Monat ein ›Kränzchen‹, bei dem sich bis zu 40 Mädchen nachmittags zum Kaffee trafen (vgl. König 2003: 90), eine Angewohnheit, die in der französischen Kultur keine Rolle spielt. Die Anregungen zu diesen Treffen gingen von den jungen Frauen selbst aus, was zeigt, dass sie Strategien entwickelten, um ihrer Isolation zu entgehen. Jenny Schaumann traf sich oft mit anderen deutschen Erzieherinnen zum Spaziergang. Andere Dienstmädchen unterstützten sich gegenseitig bei der Arbeitssuche.

Bemerkenswert ist der sehr enge Kontakt zur deutschen Enklave in Paris und hier vor allem zu kirchlichen Einrichtungen, eine Beobachtung, die allerdings auch der einseitigen Überlieferung geschuldet sein kann. Die Zielsetzungen der deutschen Vereine in Paris lassen sich mit den beiden Polen Fürsorge und Patriotismus umschreiben. Um 1900 waren über 60 deutsche Vereine in der französischen Hauptstadt aktiv. Die Bandbreite reichte dabei von Berufsorganisationen über Gesangs-, Turn- und Freizeit-

32 | Brief vom 01.05.1884.

vereine bis hin zu kirchlichen Vereinen und Filialen deutscher pangermanistischer Organisationen wie dem ›Deutschen Flottenverein‹ (vgl. König 2006: 79). Erzieherinnen hatten die Wahl zwischen dem konfessionslosen ›Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich‹³³, der unter dem Schutz des Botschafters stand, dem ›Katholischen Erzieherinnenverein in Paris‹ und der Vereinigung um das protestantische Erzieherinnenheim. Für die Dienstmädchen gab es analog mehrere katholische und protestantische Jungfrauenvereine.

Nicht nur die Einrichtungen der protestantischen Kirche, deren Nähe zu Kaiser und Reich bekannt sind, wiesen eine deutschationale Rhetorik auf. Die deutschen katholischen und protestantischen Gemeinden in Paris betonten gleichermaßen ihre soziale, kirchliche sowie patriotische Zielrichtung. Sie wollten »mit heimatlicher Liebe über Deutschlands Töchter wachen und sie anspornen zur »Aufrechterhaltung deutscher Sitte und deutscher Treue.«³⁴ Der katholische Jungfrauenverein der ›Elisabeth Mission‹ im Süden von Paris hatte es sich zum Ziel gesetzt, die »deutsch-vaterländische Gesinnung«³⁵ der Frauen auch im Ausland zu erhalten.³⁶ Bei der ›Liebfrauen-Mission‹ waren es »Religion, Sittlichkeit und Vaterlandstreue.«³⁷ Dem protestantischen Jungfrauenverein ging es um die »Erhaltung der Liebe zu Heimat und Vaterland.«³⁸ Dabei sollte die Hilfe nicht für »unbekannte, uns fernstehende, wilde Volksstämme« eingesetzt werden, sondern für die »eigenen Landsleute und Landeskinder.«³⁹

In den Diskursen der kirchlichen Organisationen wurden also nationale Herkunft, sozialer Status und Konfession berücksichtigt. Bei den protestantischen Einrichtungen überwog das nationale Element, denn man nahm »alle unbescholtenen deutschen Bonnen und Dienstmädchen jeder Confession« auf.⁴⁰ In der Praxis fanden auch Österreicherinnen und

33 | Zeitschrift: Pariser Vereinsblatt. Organ des Vereins deutscher Lehrerinnen.

34 | Politisches Archiv Auswärtiges Amt (PAAA), Paris 1672, C 53, Verein Katholischer deutscher Lehrerinnen e.V., Jahrbuch 1912: 25.

35 | PAAA, Paris 1672, C 53, Deutsche Vereine usw. in Paris, 1885-1914. Brief von Maris Schmitz an das Auswärtige Amt, 30.7.1914.

36 | PAAA, Paris 1672, C 53, Jahresbericht der Liebfrauen-Mission 1908: 2.

37 | PAAA, Paris 1672, C 53, Jahresbericht der Liebfrauen-Mission 1911: 3.

38 | Bericht über die Deutschen Gemeinden A.K. zu Paris, 1901/02: 4.

39 | PAAA, Paris 1672, C 53, Prospekt Liebfrauen-Mission o.J. von P.L. Helmig, Vorsteher der Mission.

40 | Sarepta-Archiv, 1/257, Hausordnung der Mädchenherberge vom 1.1.1887.

Schweizerinnen Aufnahme, im Jahre 1902 sogar eine Französin.⁴¹ In den katholischen Einrichtungen und Vereinen dagegen sollten nur Frauen katholischen Glaubens aufgenommen werden. Eine nationale, sprachlich ausgerichtete Geschlossenheit der Dienstmädchen allgemein zeigt sich auch daran, dass es in Paris neben den deutschen Heimen zwei englische Herbergen für Dienstmädchen gab, jedoch keine für die französischsprachigen Belgierinnen.

In der Wahl ihrer Mittel glichen sich die Vereine: Sie stellten eine günstige Herberge für vorübergehend stellenlose Frauen. Es gab ein Stellenvermittlungsbüro sowie eine kleine Vereinszeitschrift, um die Bindung auch nach dem Übergang in eine Stelle aufrecht zu erhalten. In den Herbergen waren zumeist kleinere Bibliotheken mit »guter deutscher Literatur« untergebracht (vgl. König 2007: 25-36). Die Vereine organisierten Sprachkurse, Treffen, Kaffeekränzchen und Ausflüge und bildeten so »eine Schutz- und Heimstätte, eine moralische Stütze und Anhaltspunkt gegen das gefährliche Treiben des sog. Pariser Lebens« (Schoen 1910: 50).

In ihren Angeboten passten sich die kirchlichen Einrichtungen den Verortungen und Arbeitszeiten der Dienstmädchen an. Die Treffen und »Kränzchen« fanden Sonntag nachmittags statt, also dann, wenn die Dienstmädchen frei hatten. Von der Leiterin des protestantischen Heimes wurde die Wichtigkeit betont, den Kontakt zu den Mädchen, nachdem sie das Heim verlassen hatten, weiterhin aufrecht zu erhalten.⁴² Dass sich die Dienstmädchen trotz ihrer teilweise schwierigen Lage nicht von den Hilfseinrichtungen bevormunden ließen, wurde deutlich, als im Jahr der Weltausstellung 1900 die Belegungszahlen in der protestantischen Mädchenherberge rückläufig waren. Die Leiterin führte das auf das Verbot für die Dienstmädchen zurück, nach dem Abendbrot noch auszugehen – ein Verbot, das für Erzieherinnen übrigens nicht galt. Die Mädchen hätten es zumeist vorgezogen, »auch noch abends spät die ›Herrlichkeiten‹ der Ausstellung in voller Freiheit zu genießen.⁴³ Daran zeigt sich auch, dass die Frauen in der Lage waren, andere Unterkünfte zu finden, die ihnen mehr Freiheiten gewährten als die streng geführte Mädchenherberge.

Viele Dienstmädchen zeigten sich über die mangelnden Kontaktmöglichkeiten zu den Franzosen während ihres Aufenthalts in Paris enttäuscht (vgl. König 2003: 90). Anders jedoch die Erzieherin Jenny Schaumann, die

41 | Es ist nicht überliefert, ob und wie viele Hilfe suchende Dienstmädchen anderer Nationen abgewiesen wurden.

42 | Sarepta-Archiv, 1/257, Achtzehnter Jahresbericht des deutschen Mädchenheims zu Paris 1902/03: 3.

43 | Sarepta-Archiv, 1/257, Sechzehnter Jahresbericht des deutschen Mädchenheims zu Paris 1900/1901: 2.

sich in ihren Briefen nicht über mangelnde Kontakte zu Franzosen beklagt, sondern die Wichtigkeit betont, über die protestantische Kirche Anschluss an die deutschen Landsleute halten zu können. Sie ist regelmäßig dienstags zum Abendessen beim protestantischen Pastor Frisius eingeladen, bei dem sie mit anderen Erzieherinnen, aber auch Handwerkern und anderen Mitgliedern der deutschen protestantischen Gemeinde in Kontakt kommt. Während der Sommermonate, die sie mit ihrer französischen Familie am Meer verbringt, sind es vor allem diese Abende und die deutschen Kontakte, die ihr fehlen, und sie fügt hinzu, dass sie »ganz unmöglich ohne meine deutschen Beziehungen hier glücklich sein« könnte.⁴⁴ Nirgends fühle sie sich so heimatisch wie in der Kirche, wo man sich »auf deutsche Weise«⁴⁵ amüsieren könne. Das war gerade an Weihnachten besonders wichtig, wo man in der »gemeinsamen Pflege deutscher Rituale [...] Trost und Rückhalt finden« konnte (Gippert 2006: 125). In allen deutschen Gemeinden und Vereinen in Paris galten die Weihnachtsfeiern neben dem jeweiligen Gründungsfest der Vereine und dem Kaisergeburtstag als jährlicher Höhepunkt. Die Reproduktion nationaler Traditionen in privater Sphäre kam im Ausland eine »wichtige Funktion als kulturelle Selbstvergewisserung« zu (Haupt/Tacke 1996: 277).

In der Freizeit versuchten die jungen Frauen auch, mit potentiellen Heiratspartnern in Kontakt zu treten. Bekanntschaften machten sie in Cafes oder beim Tanzen, denn der gewünschte soziale Aufstieg gelang – wenn überhaupt – nicht durch Erfolg im Beruf, sondern allenfalls durch eine Heirat (vgl. Wehner-Franco 1994: 313).

Sehr wichtig war für die jungen Frauen auch die Mode. In den Briefen ist oft vom Nähen eigener Kleidung die Rede, aber auch vom Kauf der neuesten Modelle. Dieses neue Konsumverhalten, das eine Großstadt wie Paris ermöglichte, zielte nicht nur auf den Kauf von Produkten, sondern auch auf die Realisierung eines neuen sozialen Status (vgl. Ewen 1985: 67). Es war gleichsam eine symbolische Unabhängigkeitserklärung gegenüber Verhaltensnormen einer bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Umwelt (vgl. Wehner-Franco 1994: 307). Vielfach wurden Fotografien in die Heimat geschickt, auf denen die jungen Frauen neue Hüte trugen (vgl. Haubenes tel 2002: 109ff., 119, 123, 132), während man auf dem Land üblicherweise Kopftücher hatte. Mit der neuen Kleidung erfüllten sich die Frauen den Wunsch, äußerlich als Französin zu gelten, die ihrer Ansicht nach feiner und eleganter gekleidet war. Aus den Briefwechseln geht hervor, dass der

44 | Brief vom 27.05.1885. An anderer Stelle heißt es, sie brauche den Umgang mit Deutschen so nötig wie die Luft zum Atmen (vgl. Brief vom 28.11.1886).

45 | Brief vom 29.12.1882.

Pariser Chic auch noch nach der Rückkehr in ihre Heimat eine Rolle spielte und beispielsweise die neuesten Modekataloge an die Heimgekehrten verschickt wurden (vgl. Goetzinger 1998: 69).

Trotz der Freizeitangebote und Zerstreuungsmöglichkeiten in Paris ist in den Briefen auch oft von Langeweile und Heimweh die Rede (vgl. Espagne 1991: 199). Dagegen halfen vor allem das Briefeschreiben selbst sowie Geschenke und Kuchen, die zum Geburtstag und an Weihnachten aus der Heimat geschickt wurden.

5. Schluss

Die Eindrücke aus dem Kulturkontakt der deutschen Dienstmädchen in Paris waren vielfältig. Der Dienst im Ausland ermöglichte ihnen Erfahrungen und das Erlernen von Fähigkeiten, die später gebraucht werden konnten, verlieh aber auch Selbstvertrauen und finanzielle Unabhängigkeit. Insofern konnten die Folgen des Aufenthalts langfristig sein. Äußerlich zeigten sie sich durch das Erlernen der Sprache und durch die Anpassung der Kleidung. Sie zeigten sich aber auch in der Auseinandersetzung mit und der Teilnahme an einer meist modernen Lebenswelt, die den jungen Frauen neue Verhaltensweisen, Wertvorstellungen und Ansprüche vermittelte (vgl. Wehner-Franco 1994: 285). Dazu gehörten z.B. Einflüsse auf die Sichtweise von Wohn- und Kleidungsstil, Nahrung, Kindererziehung sowie auf das Geschlechterverhältnis. Unterschiedlich bleibt sicherlich, wie die Frauen auf diese neuen Eindrücke reagierten. In den hier überlieferten Beispielen hielten die deutschen Dienstmädchen in Paris um 1900 an ihren kulturellen Werten, an den Traditionen und Netzwerken ihrer Heimat fest – auch wenn sie diese teilweise mit neuen Mustern verbunden. Dieser Befund ist sicherlich den ambivalenten deutsch-französischen Beziehungen geschuldet wie auch der Tatsache, dass es sich – anders als beispielsweise bei einer Migration in die USA – fast immer nur um eine temporäre Migration handelte.

Auch nach der Rückkehr ins Dorf setzten sich die Prozesse der kulturellen Begegnung fort. Die Dienstmädchen brachten gleichsam die Modernität mit, von der sie schon in ihren Briefen berichtet hatten. Das schaffte durchaus auch Probleme bei der Wiedereingliederung. Oft hört man vom Vorwurf, die Frauen spielten die ›Pariserin‹ (vgl. Mennell 1885: 73), was auch ein Hinweis darauf ist, dass man die Veränderungen nach der Rückkehr wahrnahm und als Bedrohung empfand. Nicht selten stellten die Dienstmädchen nach diesen Erfahrungen andere Ansprüche an ihr eigenes Leben, an die Bildungsstandards der eigenen Kinder, an die Partnerwahl, das Heiratsalter etc. Das könnte wiederum dazu beigetragen

haben, dass andere Mädchen aus dem Dorf ebenfalls nach Paris gingen oder gehen wollten, denn die Netzwerke, die die jungen Frauen untereinander aufbauten, waren sehr ausgeprägt. Nicht selten folgten Freundinnen, Schwestern oder Cousinen auf die Stellen der Zurückgekehrten.

Literatur

Quellen

- Becker, Marie Louise (1914): Der grüne Unterrock, Dresden: Carl Reissner Verlag.
- Deutsche Frauenberufe in Paris (1910), in: Pariser Zeitung vom 21.10.
- Mennell, Arthur (1885): Pariser Luft, Leipzig: Unflad.
- Nicot, Lucien (1887): Les Allemands à Paris, Paris: E. Dentu.
- Prévost, Marcel (1913): Les Anges gardiens, Paris: Alphonse Lemerre.
- Schirmacher, Käthe (1908): Die Ausländer und der Pariser Arbeitsmarkt, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 27, S. 234-259 u. S. 477-512.
- Schirmacher, Käthe (1910): Warum geht die Französin nicht ins Ausland? In: Pariser Zeitung vom 02.07.
- Schoen, Henri (1910): Das Deutschtum in Paris, in: Deutsche Erde IX, S. 48-76.

Forschungsliteratur

- Chatelain, Abel (1969): Migrations et domesticité féminine urbaine en France, XVIII^e siècle – XX^e siècle, in: Revue d'histoire économique et sociale 4, S. 506-528.
- Cusenier, Marcel (1912): Les domestiques en France, Paris: Rousseau.
- Espagne, Michel (1991): Bordeaux – Baltique: la présence culturelle allemande à Bordeaux aux XVIII^e et XIX^e siècles, Paris: Ed. du CNRS.
- Ewen, Elisabeth (1985): Immigrant Women in the Land of Dollars. Life and Culture on the Lower East Side, 1890-1925, New York: Monthly Review Press.
- Fraisse, Geneviève (1979): Femmes touts mains: essai sur le service domestique, Paris: Ed. du Seuil.
- Gippert, Wolfgang (2006): Ambivalenter Kulturtransfer. Deutsche Lehrerinnen in Paris 1880 bis 1914, in: Historische Mitteilungen Bd. 19, S. 105-133.

- Gippert, Wolfgang/Kleinau, Elke (2006): Interkultureller Transfer oder Befremdung in der Fremde? Deutsche Lehrerinnen im viktorianischen England, in: Zeitschrift für Pädagogik 52, H. 3, S. 338-349.
- Goetzinger, Germaine (1997): »O lößt mech an den Dentscht göen.« Zur Sozial- und Alltagsgeschichte der Dienstmädchen, in: Goetzinger, Germaine/Lorang, Antoinette/Wagner, Renée (Hg.): »Wenn nur wir Frauen auch das Wort ergreifen...«. Frauen in Luxemburg – Femmes au Luxembourg 1880-1950, Luxemburg: Publ. Nationales, Ministère de la culture, S. 192-205.
- Goetzinger, Germaine (1998): Préitzerdauler Dienstmädchen in Paris, in: Préitzerdauler Fragmenter. Festschrëft zum 150ten Anniversaire vun der Préitzerdauler Musik, Luxemburg, S. 67-71.
- Hardach-Pinke, Irene (1993): Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufs, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Haubenestel, Jean (2002): Active, propre, honnête. Jeunes filles alsaciennes en place à Paris 1900-1960, Strassburg: J. Haubenestel.
- Jeismann, Michael (1992): Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kleinau, Elke (2005): In Europa und der Welt unterwegs. Konstruktionen nationaler Identität in Autobiographien deutscher Lehrerinnen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in: Lundt, Bea/Salewski, Michael/Timmerman, Heiner (Hg.): Frauen in Europa. Mythos und Realität, Münster: LIT, S. 157-172.
- König, Mareike (2003): »Bonnes à tout faire«: Deutsche Dienstmädchen in Paris um 1900, in: König, Mareike (Hg.): Deutsche Handwerker, Arbeiter und Dienstmädchen in Paris. Eine vergessene Migration im 19. Jahrhundert, München: Oldenbourg, S. 69-92.
- König, Mareike (2006): Celebrating the Kaiser's Birthday. German Migrants in Paris after the Franco-Prussian War 1870/71, in: König, Mareike/Ohlinger, Rainer (Hg.): Enlarging European Memory. Migration Movements in Historical Perspective, Ostfildern: Thorbecke, S. 71-84.
- König, Mareike (2007): Bibliotheken deutscher Einwanderer in Paris 1850-1914: Benutzer und Bestände, Berlin: Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft. www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h205/
- Mae, Michiko (2004): Nation, Kultur und Gender: Leitkategorien der Moderne im Wechselbezug, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 620-625.
- Martin-Fugier, Anne (1978): Les domestiques en France au XIX^e siècle, in: Mouvement social 105, S. 157-161.

- Martin-Fugier, Anne (2004): *La place des bonnes. La domesticité féminine à Paris en 1900*, Paris: Perrin.
- Middell, Katharina/Middell, Matthias (1994): Forschungen zum Kulturtransfer. Frankreich und Deutschland, in: *Grenzgänge 1*, H. 2, S. 107-122.
- Muhs, Rudolf (2003): Eine Stütze für Germanias »Töchter in der Fremde«. »Der Vereinsbote« aus London, in: *Ariadne*, H. 44, S. 38-45.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2003): Kulturwissenschaften: Eine multiperspektivische Einführung in einen interdisziplinären Diskussionszusammenhang, in: Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (Hg.): *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 1-18.
- Orth, Karin (1993), »Nur weiblichen Besuch«. Dienstbotinnen in Berlin 1890-1914, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Piette, Valerie (2000): *Domestiques et servantes. Des vies sous condition. Essai sur le travail domestique en Belgique au 19^e siècle*, Brüssel: Académie royale de Belgique.
- Piette, Valerie (1998): Les servantes belges à Paris, in: Morelli, Anne (Hg.): *Les Émigrants belges: réfugiés de guerre, émigrés économiques, réfugiés religieux et émigrés politiques ayant quitté nos régions du XIV^e siècle à nos jours*, Brüssel: Editions Vie ouvrière, S. 79-100.
- Recke, Wilhelm von der (Hg.) (1994): »Fluctuat nec mergitur...«: Deutsche Evangelische Christuskirche Paris 1894-1994. Beiträge zur Geschichte der lutherischen Gemeinden deutscher Sprache in Paris und Frankreich, Sigmaringen: Thorbecke.
- Stillich, Oscar (1902): Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin, Berlin: Edelheim.
- Walser, Karin (1985): Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitssymbol um 1900, Frankfurt a.M.: Extrabuch.
- Wehenkel, Henri (2001): La tour de France d'un typographe luxembourgeois, in: Wehenkel, Henri (Hg.): Luxembourg – Paris – Luxembourg. Migrations au temps de la Commune, Luxemburg: Publications scientifique du Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg, S. 71-96.
- Wehner-Franco, Silke (1994): Deutsche Dienstmädchen in Amerika 1850-1914, Münster/New York: Waxmann.

